Nr. 274. Sonnabend, den 22. November 1913. 27. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰. Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11. 1. Stock. **Hamburg 36** Expedition: Fehlandstraße 11. Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: J. Reitze in Hamburg.

Anzeigen die siebengespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰, **Arbeitsmarkt, Vermietungs-** und **Familienanzeigen** 20 ₰. **Anzeigen-Annahme** Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (**bis 5 Uhr nachmittags**), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung: Erdgeschoß, Buchdruckerei-Kontor: 1. Stock, Fehlandstr. 11.

Filialen: **St. Pauli**, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. **Eimsbüttel, Langenfelde** bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. **Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. **Nord-Barmbeck** bei Robert Birr, Poppenhusenstr. 13. **Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck** und **Billwärder** bei Carl Ortel, Baustr. 26. **Hammerbrook** bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. **Rotenburgsort** und **Veddel** bei Fr. Hübener, Billh. Röhrendamm 213 a, Hchpt. **Wilhelmsburg** bei Adolf Bendt, Schulstr. 22 a. **Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde** und **Ost-Barmbeck** bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. **Altona** bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Franz Rose, Friedensallee 46.

Hierzu zwei Beilagen.

Kokowzow und die russische Revolution.

Marx und Engels haben nach der Niederwerfung der deutschen Revolution von 1848 und 1849 sich nicht jenen Illusionären beigesellt, welche als Flüchtlinge im Auslande glaubten, sie brauchten nur ein paar Jahre zu warten, bis die Revolution in Deutschland von neuem ihr Haupt erheben würde und sie als „siegende Geschlagene“ stolz wieder in ihr Vaterland einziehen könnten. So natürlich und begreiflich diese Hoffnungen waren, so grausam wurden sie enttäuscht. Die Revolution kam nicht wieder, und eine zehnjährige Kirchhofsruhe lastete auf denselben Gauen, welche von den gewaltigen Fluten der Revolution überschwemmt worden waren.

Die beiden großen Sozialisten forschten im Exil nach den Ursachen der bürgerlichen Revolution in Deutschland, die sie schon als historisch überwunden betrachteten und hinter der sie schon die große proletarische Bewegung unserer Zeit sich bilden sahen. Sie fanden, daß es die wirtschaftliche Krise vor 1848 gewesen war, welche die Revolution zum Ausbruch gebracht hatte. Nach 1848 aber war eine Periode der Prosperität eingetreten, und daraus zogen Marx und Engels den durch die Tatsachen später bestätigten Schluß, daß die bürgerliche Revolution sich in absehbarer Zeit nicht erneuern werde.

So exakt geht der russische Ministerpräsident Kokowzow nicht zu Werke, der zurzeit in Berlin weilt und dort allerlei Orakelsprüche in die Welt hinaussendet. Er hat den neugierigen Vertretern der Presse gesagt, daß nunmehr eine friedliche Epoche eintreten werde, wenn erst die schlimmsten Nachwirkungen der Katastrophen auf der Balkanhalbinsel überwunden sein werden. Das wird ihm von andern gläubig nachgebetet, und bei solchergestalt gehobenem Autoritätsbewußtsein ist es kein Wunder, daß dieser Mann auch glaubt, der russischen Revolution historisch und endgültig den Abschluß verkünden zu können. Die russische Revolution, sagt er, ist tot und auf immer tot. Anscheinend, aber auch nur anscheinend sind für ihn dieselben Gründe maßgebend, welche Marx und Engels bewogen haben, eine Wiederkehr der bürgerlichen Revolution in Deutschland einstens für ausgeschlossen zu erklären. In Rußland, sagt er, habe sich der Wohlstand innerhalb der letzten Jahre außerordentlich gehoben, und vielen Leuten, die früher zu klagen hatten, gehe es außerordentlich gut.

Während Marx und Engels ihre Anschauung damals auf eine Prosperität in der Geschäftswelt gründeten, die wirklich vorhanden war, spricht Kokowzow von einer solchen, die tatsächlich nicht besteht. Er meint, wer sich erkundigen wolle, ob die Revolution wiederkommen könne, der dürfe nicht zu den Abgeordneten der Duma gehen, sondern er müsse die Industriellen, die Kaufleute und das gewerbetreibende Bürgertum befragen, und diese würden dann antworten, daß eine neue Revolution „ganz unsinnig“ wäre.

Dieser Ausspruch ist für den leitenden russischen Staatsmann außerordentlich charakteristisch. Die vorschreitende Industrialisierung Rußlands, die doch schon beträchtliche Gebiete erfaßt hat, kann ihm doch nicht unbekannt sein. In Petersburg sind zurzeit über 60 000 Arbeiter im Ausstand, und das ist für Rußland doch eine bemerkenswerte Erscheinung. Aber der leitende Staatsmann vermag deren Bedeutung nicht abzuschätzen, oder er will es nicht. Daß die Schuldenlast der Bauern bei der Agrarbank um 500 Millionen Rubel gestiegen ist, suchte er mit einer mehr als kühnen „Gegenrechnung“ aus der Welt zu schaffen, und auch die 400 000 Wanderarbeiter, die alljährlich nach der deutschen „Ostmark“ kommen, scheinen ihm weiter keine Bedenken zu machen. Kurzum, er beharrt darauf, daß in Rußland eine zweite Revolution unmöglich sei. Für große politische Gesetze, sagt er, sei Rußland „noch nicht bereit“. — Das heißt doch nichts anderes, als daß die Reaktion in Rußland jetzt wieder gekräftigt und dreist genug ist, um alle volkstümlichen Reformen zu vereiteln. So hat ja die halbmilitärische Bureaukratie immer gesprochen, die Rußland so lange „zusammenregiert“ und jetzt das Heft wieder vollständig in die Hand bekommen hat. Der alte Absolutismus braucht nach seiner Auferstehung kein Feigenblatt mehr.

Immerhin scheint dieser „geniale Staatsmann“ doch einigermaßen verblüfft gewesen zu sein, als jemand die Frage an ihn richtete, wie es denn komme, daß in Rußland noch immer Ausnahmegesetze beständen und Massenverschickungen nach Sibirien stattfänden, wenn dort alles in Wohlstand und in Zufriedenheit lebe. Was Kokowzow auf diese Frage geantwortet hat, ist leider nicht bekannt geworden. Da aber durch die Verschickungen die russische Regierung sich selbst dahin gebracht hat, daß es ihr an tüchtigen Kräften, namentlich auf dem Gebiete der Technik, fehlt, so glaubte er, diesen auffallenden Umstand doch irgendwie erklären zu müssen. Er meinte, dieser Mangel sei „durch Arbeitsunlust“ verursacht. Ob dieser russische Bureaukrat glaubt, man könne dem „faulen Westen“ wirklich solche Bären aufbinden? Im Gegenteil wird er als „blamierter Europäer“ erscheinen; denn er hat mit diesen Aussprüchen zugegeben, daß die russische Regierung sehr viel zu verbergen hat. Er macht dies aber so ungeschickt, daß auch da, wo man gegenüber den Staatsmännern und Diplomaten noch vom Vertrauensdusel infiziert ist, nunmehr ein starkes Mißtrauen ganz von selbst sich ansammeln muß.

Die russische Revolution bekam ihren Anstoß durch den japanischen Krieg; das sieht auch Herr Kokowzow ein. Er meint nun, die Zustände seien so gebessert, daß ein neuer Anstoß eine solche Bewegung nicht mehr hervorbringen könne. Im Gegenteil hat die russische Regierung alles getan, um eine neue Revolution wider ihren Willen vorzubereiten. Wir wollen nicht von dem glühenden Haß und der grenzenlosen Erbitterung reden, welche die Mord- und Gewalttaten der auf die Revolution folgenden Reaktion in den weitesten Kreisen der russischen Bevölkerung hervorgerufen haben, eine Stimmung, die sobald überhaupt nicht wieder verschwinden wird. Aber haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse denn etwa wirklich gebessert? Zwar wird es der russischen Regierung noch manchesmal gelingen, der französischen Bourgeoisie große Summen abzunehmen; denn diese braucht die russische Allianz für ihre imperialistischen Pläne. Aber diese Summen verschlingt der Militarismus, soweit sie nicht an den Fingern einer korrumpierten Verwaltung kleben bleiben, und die Verzinsung der Schulden verschlingt so ungeheure Beträge, daß an eine Gesundung des Finanzwesens überhaupt nicht mehr zu denken ist. Wie bei gewissen anrüchigen Banken, werden dort die Zinsen der alten Schulden durch neue Schulden bezahlt.

Die russische Revolution schläft zurzeit, aber tot ist sie nicht. Sie wird erwachen, wenn die Verhältnisse sich wieder so zugespitzt haben, daß ein äußerer Anstoß genügt, die große Bewegung von neuem in Fluß zu bringen. Die Gegensätze werden so stark werden, daß es nicht gerade ein großer Krieg mehr sein muß, der den Anstoß gibt. Darauf läuft die gegenwärtige Entwicklung Rußlands hinaus, und der Schluß wird eine gründlichere Revolution sein.

Nicht zum wenigsten wird dazu gerade das herausfordernde Wesen des alten Absolutismus beitragen, als dessen Herold in Berlin sich Kokowzow so laut hat vernehmen lassen.

Kurz bevor die russische Revolution mit so elementarer Gewalt ausbrach, waren noch alle herrschenden Gewalten in Rußland sich darüber einig, daß dergleichen unmöglich sei. Sie werden auch in der Zukunft von den Tatsachen unsanft aus ihren Illusionen gerissen werden.

Politische Uebersicht.

Zur Frage des verstärkten Arbeitswilligenschutzes hat auch der Nationalliberale Verein in Stettin Stellung genommen. Nachdem einige Scharfmacher den schon wochenlangen Streik der Stettiner städtischen Hafenarbeiter und einzelne geringfügige Vorkommnisse zwischen Streikenden und Arbeitswilligen gehörig aufgebauscht hatten, um so eine bessere Stimmung zu erzeugen, nahm die Versammlung eine Entschließung an, in der folgendes gesagt wird:

„1. Ein allgemeines Verbot des Streikpostenstehens ist abzulehnen. 2. Es empfiehlt sich, in solchen Orten, in denen die Gefahr eines Streiks vorliegt, auf Grund des § 366 Z. 10 des Strafgesetzbuches Polizeiverordnungen zu erlassen, durch welche die Polizeiorgane ermächtigt werden, zur Erhaltung der Sicherheit, Bequemlichkeit und Ruhe auf den öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder Wasserstraßen Anordnungen zu treffen, deren Nichtbefolgung mit Strafe bedroht ist. 3. Der § 153 der Gewerbeordnung ist abzuändern und dahin zu ergänzen, daß auch solche Handlungen unter Strafe gestellt werden, welche bezwecken, durch Anwendung von Zwang, Drohungen, Verrufserklärung, Vorenthaltung oder Beschädigung von Arbeitsgerät usw. Arbeiter zur Niederlegung der Arbeit oder Arbeitgeber zur Entlassung von Arbeitern zu bestimmen oder Arbeiter nach vorausgegangenem Streik aus der Arbeit zu drängen. 4. Die Begriffe der §§ 240 und 241 des Strafgesetzbuches (Nötigung und Bedrohung) sind weiter zu fassen. 5. Die Strafprozeßordnung ist dahin zu ergänzen, daß eine beschleunigte Aburteilung der bei Streiks und öffentlichen Unruhen vorkommenden Ausschreitungen ermöglicht wird.“

Die Stettiner Nationalliberalen betrachten die Frage also ganz im Geiste der Scharfmacher. Das Streikpostenstehen wollen sie zwar nicht allgemein verbieten, aber sie wollen es durch straßenpolizeiliche Anordnung unmöglich machen, welche Praxis bekanntlich schon heute an vielen Orten geübt wird.

Anders stellen sich die Christlichsozialen zu der Frage. Der „Reichsbote“ erhält „aus dem Reichstag von christlichsozialer Seite“, vermutlich von dem Abgeordneten Behrens, eine längere Zuschrift, in der betont wird, daß die christlich-nationale Arbeiterschaft ein Verbot des Streikpostenstehens geschlossen ablehne, da die gegenwärtigen Gesetze vollkommen ausreichen.

„Ein Verbot des friedlichen Streikpostenstehens würde die Arbeiter gerade da schwächen, wo man sie nicht schwächen sollte, im wirtschaftlichen Kampf.“ Selbst wenn die Nationalliberalen umfallen würden, wäre im Reichstag keine Mehrheit hierfür zu erlangen. Am Schluß der Zuschrift, die der „Reichsbote“ als Leitartikel veröffentlicht, heißt es: „Und will man denn mit den stärksten Gesetzen den Terrorismus aus der Welt schaffen? Hat man etwa in den Zeiten, in denen man auf Diebstahl die Todesstrafe setzte, den Diebstahl aus der Welt geschafft? Keine ausgeklügelten Maßnahmen, die auch das Ausland durchweg nicht kennt, können den sozialdemokratischen Terrorismus, „erst rot, dann Brot“, aus der Welt schaffen.“

Der „sozialdemokratische Terrorismus“ ist auch bei den Christlichsozialen das Schreckgespenst, mit dem sie die Arbeiter in ihre Organisationen scheuchen möchten. Wenn die freigewerkschaftlich organisierten Arbeiter sich gegen diese unlautere Konkurrenz wehren, so ist das „Terrorismus“. Im übrigen hat der Artikel insoweit recht, daß auch die härtesten Strafen die notwendige Organisationsarbeit nicht hindern werden, weil diese eben für den Aufstieg der Arbeiterklasse unerläßlich ist.

Kundgebungen gegen die Scharfmacher im Hansabund.

Die schon angekündigte Kundgebung des Bundes der Festbesoldeten gegen das vom Industrierat des Hansabundes gestellte Verlangen nach Verschärfung des „Schutzes der Arbeitswilligen“ hat folgende Resolution als Ergebnis gehabt:

„Der Industrierat des Hansabundes hat in der diesjährigen Hansawoche Beschlüsse zum „Arbeitswilligenschutz“ gefaßt, deren Verwirklichung letzten Endes nichts anderes darstellen würde als eine starke Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit aller Berufsorganisationen.

Schon die eine Forderung des Industrierats auf Ausdehnung des § 31 des Bürgerlichen Gesetzbuches auf die Berufsvereine, ohne das Zugeständnis der Rechtsfähigkeit, bringt unabsehbare Gefahren für die Weiterentwicklung auch der Beamten- und Angestelltenverbände mit sich.

Im Zeitalter der staatlichen und privaten Großbetriebe können neben der breiten Masse der Arbeiter auch die Angestellten und Beamten allein durch Zusammenfassung der Einzelkräfte in Berufsorganisationen zu einer gesicherten und freieren Daseinsführung aufsteigen. Der Aufstieg aller Bürger festigt aber die Grundlagen des Staates und gewährleistet den stetigen, gesunden Fortschritt.

Aus diesen Erwägungen heraus spricht der geschäftsführende Vorstand des Bundes der Festbesoldeten sein lebhaftes Bedauern über die Beschlüsse des Industrierats im Hansabunde aus, zumal die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen für einen wirksamen Schutz der Arbeitswilligen nach seiner Auffassung durchaus genügen. Vor allem bedauert er den darin zutage tretenden Mangel an Verständnis für die Bedeutung zielbewußter Arbeit der Berufsorganisationen in kultureller und staatspolitischer Hinsicht.

Im Interesse der im Bunde der Festbesoldeten vertretenen Berufsschichten erwartet der geschäftsführende Vorstand bestimmt, daß das Direktorium des Hansabundes den Beschlüssen des Industrierats nicht beitreten wird.“

Der Vorstand der Stettiner Ortsgruppe des Hansabundes, der sich mit der gleichen Angelegenheit beschäftigte, faßte folgenden Beschluß: „Der Vorstand der Ortsgruppe Stettin des Hansabundes kann den Beschluß des Industrierats im Hansabunde, betreffend den verstärkten Schutz der Arbeitswilligen, nicht gutheißen. Er verlangt zwar scharfe Anwendung der bestehenden gesetzlichen Vorschriften überall, wo es geboten erscheint, hält aber auch die bestehenden Gesetze bei richtiger Anwendung für genügend und erklärt sich deshalb gegen jede der vom Industrierat gewünschten Gesetzesänderungen.“

Wie das „Berliner Tageblatt“ erfährt, ist unter den Angestellten, die Mitglieder des Hansabundes sind, bereits eine lebhafte Bewegung für den Austritt aus dem Bunde im Gange. Das Blatt warnt vor „übereilten Schritten“. Die Warnung hätte man rechtzeitig an die Macher im Hansabund richten sollen, die sich von den Scharfmachern haben ins Schlepptau nehmen lassen. Wir haben schon, als der Hansabund gegründet wurde und unter den Angestellten nach Mitgliedern geangelt wurde, darauf hingewiesen, daß über kurz oder lang die Unternehmerinteressen mit den Interessen der Angestellten kollidieren müßten. Jetzt schein es soweit zu sein, daß die vielgepredigte „Harmonie“ in die Brüche geht. Man darf gespannt darauf sein, wie sich am nächsten Montag das Direktorium des Hansabundes zu den Beschlüssen des Industrierats stellen wird. Stellt es sich auf die Seite des letzteren, so werden die Angestellten wohl der Einsicht werden, daß für sie kein Platz im Hansabund mehr ist.

Zum Spionage-Gesetz.

Der Reichsverband der Deutschen Presse richtete zum Gesetzentwurf gegen den Verrat militärischer Geheimnisse eine Petition an den Reichstag, in der um Ablehnung des § 9 gebeten wird. Die Bitte wird mit Darlegungen begründet, in denen darauf hingewiesen wird, daß bei der Aufrechterhaltung des Paragraphen für die Presse ein unerträglicher Zustand der Rechtsunsicherheit geschaffen würde und auch unsere Wehrmacht selbst dabei Schaden leiden müßte.

Nationale Verhetzung.

Durch die Presse geht die Mitteilung von einer Rede, die der Rektor der Universität Marburg, Geheimrat Dräger, jüngst bei einer Immatrikulation von Studierenden gehalten haben soll. Er soll gesagt haben, wir lebten in einer ernsten Zeit, in der wohl daran erinnert werden müsse, daß der Kampf gegen den Erzfeind früher oder später einmal ausgefochten werden müsse. Dann sei es die Jugend Deutschlands, die, wie vor hundert Jahren, der Welt zeigen müsse, was sie zu leisten vermöge. Wohin die Versöhnungspolitik führe, das hätten die Vorgänge in Zabern gezeigt. Man dürfe sich nicht verhehlen, daß der Kampf mit unserm Erbfeinde unausbleiblich sei.

Unter den „Erbfeind“ ist natürlich Frankreich zu verstehen. Hat der Universitätsrektor diese Aeußerungen wirklich getan, so verdienen sie die schärfste Zurückweisung. So kann nur jemand reden, der fanatisch die Verhetzung zwischen der deutschen und französischen Nation betreiben will. Derartige Umtriebe werden längst von der erdrückenden Mehrheit unserer Nation entschieden verurteilt. Und nun sollen gar auch noch die Vorgänge in Zabern, für die lediglich deutscher „militärischer Geist“ verantwortlich zu machen ist, dazu dienen, die unerhörte Behauptung zu stützen, daß der Krieg „mit unserm Erbfeinde unvermeidlich“ sei?

Die „Deutsche Tageszeitung“ wirft sich, wie zu erwarten, zur Verteidigerin des Geheimrats Dräger auf. Sie schreibt: „Derartige Ansprachen sind nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Deshalb muß man sich hüten, dazu kritisch Stellung zu nehmen, wenn nicht verbürgte Mitteilungen über den Wortlaut vorliegen. Das ist hier nicht der Fall. . . . Vielleicht entschließt sich Herr Geheimrat Dräger dazu, selbst mitzuteilen, was er tatsächlich gesagt hat. Sollte er sich aber wirklich so ausgesprochen haben, wie berichtet wird, so würden wir in einer derartigen Mahnung an die studentische Jugend kaum etwas besonders Bedenkliches finden können.“

Wir meinen, daß es durchaus geboten ist, die studierende Jugend vor derartigen Exzessen des Chauvinismus zu behüten.

Eine Kolonialkonferenz.

Auf Einladung des Staatssekretärs des Reichskolonialamts Dr. Solf fanden sich am Donnerstag die Vorstände des Vereins westafrikanischer Kaufleute und des Verbandes der Kamerun- und Togopflanzer zu einer Besprechung im Reichskolonialamt ein. Am Eingang der Sitzung stellte der Staatssekretär mehrere Aeußerungen, die er bei

---

Wer sind Sie?

[11] Von Lo Lott, Hamburg.

(Schluß.)

Der Platz war leer. Iwanow stand allein in der Mitte. Sein Gesicht war rot, aufgeregt, das zerzauste, nasse Haar klebte ihm an Stirn und Schläfen. Er sah sich verwundert auf dem leeren Platze um, wie einer, der dort, wo er eine grüne Weide erwartete, die kahle Wüste findet. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen; der linke Fuß schlug nervös und ungeduldig auf die Erde. Plötzlich erheiterte ein fröhliches Lächeln sein Gesicht; ein edler Aufschwung funkelte in seinen fieberhaften, kranken Augen. In der Ferne, am andern Ende des Platzes, zeigte sich ein Mensch, oder besser etwas Menschenähnliches. Die Mauer entlang kroch langsam ein alter Arbeiter, schwer, erschöpft. Er bemühte sich, in dem Schatten der Wand zu bleiben, um sich vor der sengenden Mittagssonne zu schützen. Sein Kopf hing nieder auf dem runzligen, ausgetrockneten Halse und zitterte wie das Haupt eines alten, abgearbeiteten Pferdes, das man ins Schlachthaus führt. . . .

Iwanow lief mit großen Sprüngen dem Arbeiter entgegen und schrie ihm mit jubelnder, kräftiger Stimme fest in die Ohren: „Ewiges Heil dir, o Jugend!“ Der Greis fuhr zusammen, als ob er einen starken Schlag auf seinen zimmtfarbigen, dürren Hals erhalten habe, und voll Angst sprang er seitwärts. Er wäre sicher gefallen, wenn die Mauer nicht da war. Er sah einen Herrn vor sich stehen im Uniformrock und mit einer Medaille auf der linken Brust!

Der Alte schrumpfte in ein Häuflein zusammen und preßte sich so dicht an die Wand, daß man denken konnte, er suche eine Zuflucht zwischen den Steinritzen. Er wischte unaufhörlich seine zitternde, blaue, niederhängende Unterlippe und stammelte flehend: „Um Verzeihung, Euer Hochwohlgeboren, um Verzeihung. Ich habe Sie nicht gesehen!“ Und seine trüben, furchtsamen Augen wurden naß. „O Jugend!“ — schrie Iwanow noch stärker in der Ekstase des Wahnsinns und trat dann auf den Greis zu.

„Das ist kein Mädchen für Sie, mein Herr!“ — klang plötzlich eine Stimme dem Ingenieur nahe am Gesicht, eine schneidende Stimme, scharf wie Glas. — „Gehen Sie dahin, wo Sie getrunken haben!“ — und der junge Arbeiter, düster wie eine Donnerwolke, nahm die Hand des Greises und ging mit ihm fort.

Iwanow blieb wie geistesabwesend an der Stelle stehen. Der ganze Platz ward nun voll von unzähligen Arbeitern. Alles bewegte sich geschäftig hin und her. Aus allen Toren und Türen der Fabriken und Werkstätten strömten die Menschen heraus und eilten irgendwohin. In der Luft stand ein langes, ununterbrochenes Pfeifen — das Zeichen der Mittagsstunde. Die Arbeiter waren ernst und schweigsam, wie der Hunger. Sie eilten dahin, wo ihr Brot auf sie wartete.

„Genossen!“ schrie der Ingenieur Iwanow aus Leibeskräften über den ganzen Platz. — „Kameraden! Ich bin hier! Ich bin gekommen!“

Niemand aber hörte seine Stimme. Niemand gab auf ihn acht. Die Menge war taub. Sie wollte essen. Der breite, lebendige Strom von Menschen spaltete sich vor ihm in zwei Teile wie vor einer Spule, oder wie der Fluß, der sich vor einem großen Steine in zwei Ströme teilt, um sich dann auf der andern Seite wieder zu vereinigen. Und dieser Strom sauste schnell um ihn, auf beiden Seiten, und verschwand, als ob die Leute sich in der Luft auflösten, hinter sich ein geheimnisvolles, leeres Schweigen lassend. Iwanow drehte sich um: Nun war der Platz leer wie zuvor.

Seine Hände fielen kraftlos nieder. Das Feuer in den Augen war erloschen, und diese runden Augen mit ihren erweiterten Pupillen hatten einen sonderbaren Blick. So mag ein Mensch aussehen, über den eine Steinlawine hingegangen ist und ihn nicht erschlagen hat.

„Verschmäht! Verstoßen! Keine Rückkehr? Niemals? Niemals? Niemals?“

Dann richtete er sich auf wie mit einer neuen inneren Kraft. Er war ganz unkenntlich geworden.

„Ah! So ist die Sache? Du willst nicht, o Jugend? Dann sei verflucht!“ — zischte er zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen hervor, und sein ganzer Körper bebte vor Haß. — „In Asche werde ich Dich verwandeln!“ sagte er, als spräche er zu jemand, ballte krampfhaft die Fäuste, drückte die Brust heraus, warf den Kopf stolz in den Nacken und schritt der Stadt zu. Hinter ihm ging der Arzt.

Als der Ingenieur die Stadt erreicht, ging er mit derselben stolzen Haltung durch den Großfürsten-Prospekt und dann den Nicola-Kai entlang, dem Gefängnis zu. Jetzt grüßte ihn keiner, keiner entblößte sein Haupt vor ihm; alle taten so, als ob sie ihn nicht sähen. Als er auf die Chaussee kam, fuhr ein Wagen schnell an ihm vorbei.

Iwanow fand die kleine Tür in der rechten Hälfte des Gefängnistores offen. Er trat ein, ging ins Gefängniskontor und durch die ihm bekannten Wege der langen Korridore. Der Arzt, der Gefängnisaufseher und der Schließer mit einer Petroleumlaterne in der Hand folgten. Iwanow blieb vor einer Tür stehen, schlug mit dem Fuß dagegen und sagte: „Oeffnen!“ Der Schließer erfüllte sofort den Befehl. Iwanow ging schnell in die halbdunkle Zelle, dort blieb er unbeweglich in einer Ecke stehen.

„In Asche werde ich Dich verwandeln!“ wiederholte er seine Drohung gegen den unsichtbaren Feind und suchte mit dem Blick herum. Die helle Laterne zog seine Aufmerksamkeit an sich. Er tat einen Schritt vorwärts und streckte seine Hand nach ihr aus. Der Schließer sah fragend den Arzt an und ließ die Laterne los.

„Du wirst vernichtet, in Asche verwandelt!“ flüsterte Iwanow triumphierend, nahm die Laterne, ging damit in die Ecke, ließ sich hier auf die Knie nieder und näherte das Licht der Wand.

Die Finsternis, zäh und schmierig wie nasser Ruß, ging auseinander, und der schwache, zitternde Strahl beleuchtete die graue Granitfläche. Und nun zum andern Male in seinem Leben erblickte Iwanow die beschriebene Platte, die unregelmäßigen, tiefen Furchen im Gesteine. Sie glichen den rätselhaften Hieroglyphen, die Menschengeschlechter und Jahrtausende überleben und mit Verachtung von ihrer Ewigkeit und Unzerstörbarkeit flüstern. „Nein, Du mußt sterben! Dein Ende ist da!“ sprach der Ingenieur voll Haß, setzte die Laterne auf den Fußboden, holte die Petroleumlampe heraus, nahm das Glas ab und brachte die Flamme dicht an den Stein. Er führte die Flamme langsam und geduldig an die eingeritzten Zeichen. Minutenlang hielt er das Licht an jeden Buchstaben, aber die rote russige Flamme bebte ängstlich, zog sich zusammen und wandte sich ab von dem kalten Granit. Und die verhaßten Worte blieben in ihrer furchtbaren Unantastbarkeit, wie die drei Männer im feurigen Ofen.

Iwanow ermattete. Seine Hände zitterten und hielten kaum die Lampe. Da schrie ihm ein triumphierendes, böses Lachen entgegen, ein Lachen, das aus den toten Buchstaben drang, um ihm das Leben aus den Adern zu saugen. Er fühlte, daß er von diesem Lachen tot niederfallen müßte unter der beschriebenen Platte. Die wollte ihn zerschmettern und dann als sein Grabstein stehen bleiben mit diesen entsetzlichen, verhaßten Worten. Es kochte in seinem Herzen. Ein besinnungslos-wildes Gefühl bemächtigte sich seiner. Da war sein Todfeind! Da war sein eigentlicher Mörder!

„Verflucht sei in Ewigkeit!“ schrie er wild auf, knirschte mit den Zähnen, hob die Lampe hoch über den Kopf und ehe die die Anwesenden sich besannen, schleuderte er sie mit aller Kraft gegen die Wand.

Der Stein zerbarst, die unvergänglichen Worte flogen wie feurige Schlangen aus den glühenden Spalten und stürzten sich auf ihn.

„Ich erwürge sie alle!“ brüllte Iwanow und sprang auf sie los. Er griff sie an, würgte und zerriß sie in Stücke, zerstampfte sie mit den Füßen, aber die feurigen Schlangen waren unzerstörbar, körperlos-geschmeidig. Sie schlichen zwischen seinen Fingern durch, sie krochen an seinen Füßen und Händen in die Höhe, glitten über seine Schultern, wanden sich um seinen Hals und erstickten ihn mit ihrem glühenden Atem. Er begriff, daß er in den feurigen Umarmungen seiner Feinde seinen Tod finden werde. Schrecken erfaßte ihn. Er verlor die Besinnung. Er wehrte sich vor ihnen, er lief in der Zelle hin und her, aber es gab jetzt für ihn keine Rettung mehr. Seine Feinde holten ihn überall ein; sie waren überall; sie zischten unter seinen Füßen; sie flogen in der Luft über seinem Kopf und stießen ihre giftigen Stacheln in sein Fleisch hinein. Plötzlich tat sich ein Abgrund unter seinen Füßen auf, und die feurigen Schlangen zogen ihn in die ewige Finsternis. . . .

„Die Hände haben am stärksten gelitten,“ sagte mit aufgeregter Stimme der Psychiater aus der Hauptstadt, auf dessen Knie der Kopf des sterbenden Iwanow lag; und er bestrich vorsichtig mit Oel die verbrannten Finger.

„O, au! Mein Gott!“ sagte der Schließer und bekreuzte sich dreimal. „Er hat sich selbst lebendig, ganz lebendig verbrannt.“

„Hm . . . ja . . .“ bemerkte der Gefängnisaufseher tiefsinnig und bedeutungsvoll, „hier ist kein Ort für die Gerechten.“

Ende.

Theater und Musik.

Deutsches Schauspielhaus.

Die lange Jule von Carl Hauptmann.

Das neue Drama Carl Hauptmanns, das am Donnerstag in Hamburg seine Uraufführung hatte, führt uns in bäuerliches Leben, in ein Dorf des schlesischen Gebirges, das bekanntlich auch die Heimat des Dichters ist. Der Bauernstand hat sich in seiner altvererbten Bodenständigkeit noch ein starkes ursprüngliches Empfinden bewahrt, und er eignet sich vortrefflich, Konflikte vorzuführen, die für den Großstädter wieder brennend geworden sind. Diese sind durch das moderne Leben entwurzelt und in ihren Instinkten unsicher gemacht worden, und suchen nach einem neuen Heimatsgefühl. Der Kampf um die väterliche Scholle ist auch das Problem des Dramas. Wenn der Vorhang hochgeht, sind wir schon mitten im Kampf; nur bleibt es leider unserer Vermutung überlassen, wie er entstanden ist. Der Großbauer Vincenz Hallmann hat zum zweitenmal geheiratet. Das einzige Kind aus erster Ehe, die lange Jule, hat das Haus verlassen müssen und hat einen weit älteren Mann, den Guckkastenmann Stief geehelicht. Was sie dazu getrieben hat, bleibt unklar. Instinkt zum Manne kann es nicht gewesen sein; denn sie sagt es selbst mehrmals, daß sie sich aus den Mannsleuten nie etwas gemacht habe. Ihre Kraft ist auf Macht und nicht auf Liebe gerichtet. Vielleicht hat sie das Geld gelockt; denn wir hören, daß sie soeben zu den fünf gekauften Dorfhäusern noch das grüne Haus erworben hat, das hart an des Großbauern Obstgarten grenzt. Er hätte es gern an sich gebracht; aber es fehlte ihm an barem Geld, und er hatte, ähnlich wie der Butterbauer, Mühe, seine Grundstücke sich zu erhalten; er hat das ganze Hab und Gut seiner zweiten Frau Beate hineinstecken und doch noch seinen Hof mit einer großen Hypothek von ℳ 10 000 belasten müssen. Nun ist der alte Hallmann dem Tode nahe; er fühlt seine Knochenhand schon im Nacken. Er hat seinen letzten Willen aufgesetzt und erwartet den Schuster Dreiblatt — wahrscheinlich eine Anspielung auf seine gewagte Lebensführung — den jüdischen